

DIE DYNAMIK DES RATIONALEN

Alte Bildungsideale und neue Herausforderungen der Wissensgesellschaft

Wir würden gut daran tun, einen Teil dessen, was man als humanistische Bildungsideale bezeichnet, zu revitalisieren. Das ist die angemessene Antwort auf die neuen Herausforderungen.

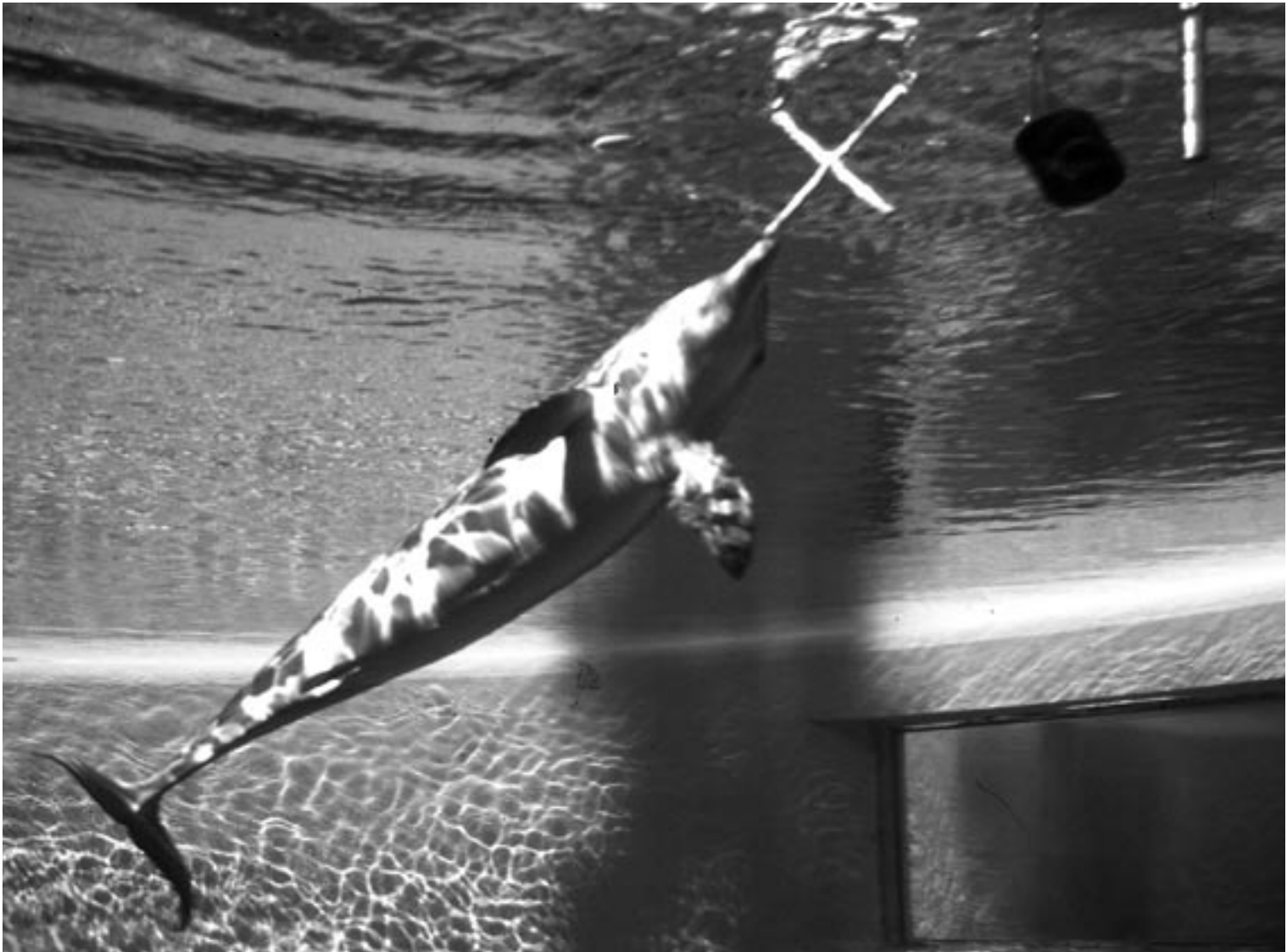
TEXT: JULIAN NIDA-RÜMELIN

Der Begriff „Wissensgesellschaft“ prägt unsere Diskussion sehr stark, auch ohne dass es uns bewusst ist. Manches, was vielleicht als neue Herausforderung begriffen wird, ist womöglich eine ziemlich alte Herausforderung des Bildungswesens insgesamt. So wird, in der Anglizismen liebenden ökonomischen Literatur von „weightless economy“ gesprochen. Dies bedeutet in der deutschen Fassung, dass es in Zukunft im Wesentlichen um eine spezifische Form von Dienstleistungen gehen wird. Darum geht es zum Teil in immer größeren Umfang auch heute schon. Gemeint sind Dienstleistungen eines Typs, der mit Wissen und mit Intelligenz zu tun hat. Es geht um wissensbasierte Problemlösungen, es geht um das, was Ökonomen unterdessen als Wissensgüter bezeichnen. Diese Verschiebung von der produzierenden Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft der Zukunft, so jedenfalls die programmatischen Entwürfe, wird die Strukturen verändern, hat sie schon verändert, und wird sie weiter verändern, in denen die Wirtschaft organisiert ist, aber in denen auch die Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen organisiert sind.

Es gibt im Bereich des Managements die Erfahrung, dass dieser Weg zur Wissensgesellschaft auch einen neuen Typus von Arbeitnehmern hervorbringt. Da wird von „Darwiportunismus“ oder „Darwiportunismus“ – ein Kunstwort – gesprochen. Da geht es nicht nur um „survival of the fittest“, sondern auch um die Ausbeutung der Unternehmen gewissermaßen im eigenem Interesse, mit klarer taktischer und »

Nach einem Vortrag im Ernst-Bloch-Zentrum, Ludwigshafen
zur Tagung - FUTURE:LAB: REGION DES WISSENS

DER KOMMUNITARISMUS IST UNTERDESSSEN EINE SEHR STARKE KRAFT GEWORDEN, DIE GEGEN ZUVIEL FLEXIBILITÄT, GEGEN ZUVIEL MOBILITÄT UND GEGEN DEN VERLUST DER KOHÄSION ARGUMENTIERT. MICHAEL WALZER SPRICHT VON DEN MOBILITÄTEN NICHT NUR DES ORTES, SONDERN AUCH DER FAMILIE, ALSO TRENNUNG, WIEDERVERHEIRATUNG, WIEDER KINDER HABEN. ES GEHT UM SOZIALE MOBILITÄT ÜBER ALLE SCHICHTEN HINWEG. ER MEINT AUCH KULTURELLE MOBILITÄT, WIE DAS ZUGEHÖRIGKEITSGEFÜHL ZU BESTIMMTEN GRUPPEN.



Wie gehen wir mit den zunehmenden Flexibilisierungszwängen in der Gesellschaft um? Es gibt eine Bewegung in der politischen Philosophie, die als Kommunitarismus bezeichnet nun immerhin schon seit über 20 Jahren besteht. Diese Bewegung war ursprünglich eine Gegenreaktion gegen liberalistische Entwürfe, etwa von John Rawls oder Robert Putnam. Der Kommunitarismus ist un-

strategischer Anlage. Das bedeutet, man schaut, was man bei dem jeweiligen Unternehmen herausholen kann, um dann auch Kapital im Sinne von Wissenskapital anzuhäufen.

Schon an Plato kann man einen interessanten Unterschied zwischen dem Begriff der Informationsgesellschaft und dem der Wissensgesellschaft festmachen. Es ist der Aspekt der Begründung. Informationen setzen keine Begründung voraus. Man kann diese Information bekommen oder jene, und diese können völlig inkohärent sein. Wenn ich jemandem Wissen zuschreibe, dann muss das, was ich ihm im Gesamt als Wissen zuschreibe, in einem inneren, schlüssigen, begründeten, begründbaren, gegenüber kritischen Einwänden verteidigbaren Zusammenhang stehen. Wissen ist mehr als die Addition von Informationen.

Es ist klar, dass der Begriff der Informationsgesellschaft auf die neuen Informationstechnologien abhebt und insbesondere betont, dass die Verfügbarkeit von Informationen mit den neuen Technologien gigantisch gestiegen ist und dass die Transferkosten gigantisch zurückgegangen sind. Jetzt kommt das Paradoxon: Damit wurden bestimmte Typen von Wissen dramatisch entwertet. Viele Dinge brauche ich nicht mehr zu wissen, weil ich mir die Informationen sofort besorgen kann.

Die Frage ist: Welches Wissen ist das, was aufgewertet wird, wenn wir von der Wissensgesellschaft der Zukunft oder sogar der Gegenwart sprechen? Das kann nicht jedes Wissen sein, weil ein Gutteil unseres Wissens durch den Zuwachs an Informationen entwertet wird. Wir müssen es nicht mehr wissen, weil wir es mit einem Klick im Computer herausbekommen können. Die dramatische Zunahme an verfügbaren Informationen, außerdem die zugenommene Dynamik, in der diese Informationen permanent angereichert werden, führt nicht nur dazu, dass es ziemlich irrelevant ist, ob ich das, was ich sowieso in Sekundenschnelle erfahren kann, präsent habe. Es reicht, dass ich weiß, ich kann mir das Wissen besorgen, wenn ich es brauche.

Dies führt zu einer grundlegenden Entwertung, nämlich zu einer Entwertung des tradierten Wissens über die Generation der Eltern an die Kinder, der älteren Geschwister an die jüngeren Geschwister, usw. Dramatisch entwertet wird damit natürlich auch eine wesentliche Charakteristik der Persönlichkeits-

entwicklung in fast allen Kulturen und zwar dieses Lernen von den Älteren, das Übernehmen und das sich Orientieren. Natürlich gibt es das nach wie vor. Dieses Wissen ist für eine normale Persönlichkeitsentwicklung absolut unverzichtbar.

Es gibt also ganz entgegen dem, was man zunächst meinen könnte, nicht nur eine umfassende Aufwertung von Wissen, sondern es gibt zugleich eine Entwertung von Wissen in unterschiedlichen Formen. Welches Wissen ist jedoch das entscheidende? Ich verwende einen Begriff, den ursprünglich Jürgen Mittelstraß von der Universität Konstanz eingeführt hat. Es geht um das Orientierungswissen. Es geht nicht um beliebiges Wissen beliebiger Art, sondern um einen spezifischen Typus von Wissen, nämlich um Orientierungswissen. Es ist nicht leicht, dieses Wissen präzise abzugrenzen, diesen Typus von Wissen, um den es in der Wissensgesellschaft der Zukunft in erster Linie gehen wird.

Mir scheint folgende Herangehensweise hilfreich zu sein: Wir haben zwei Grundelemente in unserem alltäglichen und unserem beruflichen Leben. Auf der einen Seite müssen wir uns orientieren, wie ist die Welt beschaffen, und auf der anderen Seite muss ich in der Lage sein, zu entscheiden. Diese beiden Dinge sind natürlich miteinander eng verkoppelt. Aus traditioneller Sicht fragt man sich, was brauche ich, um richtig zu entscheiden? Ich brauche ein paar Ziele, dann muss ich Dinge richtig erkennen, dann setze ich die Mittel richtig ein, um diese Ziele zu erreichen. Gute Ökonomen werden sofort ausführen können, wie das geht und beziehen sich dabei auf die Entscheidungstheorie. Da geht es um kognitive Intelligenz, rationalen Mitteleinsatz, man braucht natürlich noch einen Werte-Input und eine Nutzenfunktion. Der Nutzen darf dann auch das persönliche Wohlergehen sein, das entsprechend den Rahmenbedingungen gestaltet wird und das Wohlergehen von Unternehmen einbezieht. Neurophysiologische Forschungsergebnisse zeigen jedoch, so einfach ist es nicht. Reale Entscheidungsprozesse scheinen viel komplexer zu sein.

Das Orientierungswissen hat zwei Dimensionen, eine genuine, nennen wir sie die kognitive, oder eher epistemische: Ich muss mich in der Welt orientieren können, was ist der Fall. Auf der anderen Seite, in Anklang an die Stoa, eine konative: Ich muss in der Lage sein, Ziele zu setzen, Strukturen in mein Leben und in die Handlungsweisen im Laufe meines Lebens

terdessen eine sehr starke Kraft geworden, die gegen zuviel Flexibilität, gegen zuviel Mobilität und gegen den Verlust der Kohäsion argumentiert. Michael Walzer spricht von den Mobilitäten nicht nur des Ortes, sondern auch der Familie, also Trennung, Wiederverheiratung, wieder Kinder haben. Es geht um soziale Mobilität über alle Schichten hinweg.

bringen. Mein Leben muss eine innere Kohärenz aufweisen. Zum Beispiel ich kann nicht zu jedem Zeitpunkt wieder neu optimieren. Das ist der Homunkulus, nicht der Homo oeconomicus, sondern der Homunkulus oeconomicus, der zu jedem Zeitpunkt neu optimieren würde. Der wäre dann als Person nicht mehr erkennbar. Man wüsste gar nicht, für was steht er, an was orientiert er sich, was ist für ihn wichtig. Er würde auch gar kein Projekt mehr, oder nur ganz wenige Projekte kohärent zu Ende bringen können.

Auch diejenigen, die Wissenschaft nicht zu ihrem Beruf machen, können ihre Urteilskraft, ihre Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden nutzen und später im Leben in ganz anderen Bereichen bestehen, im Sinne von Orientierungswissen und Entscheidungsfähigkeit durch Konfrontation mit der Wissenschaft. Es ist ein Irrtum, so weit verbreitet er in der Wissenschaftspolitik ist, dass diese Art der wissenschaftlichen Ausbildung nur für die späteren Wissenschaftler Sinn macht. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Die späteren Wissenschaftler hätten immer noch Zeit, diese Fähigkeiten zu entwickeln. Die, die nachher die Universität in andere Berufe verlassen, haben die Chance, innerhalb einer kurzen zeitlichen Frist diesen Reifungsprozess durch zu machen, wenn man sie nicht verschont, wenn man ihnen nicht die verlängerte Schule bietet, sondern echte Universität. Die Schule ist lang genug mit dreizehn Jahren, oder demnächst zwölf Jahren, die muss irgendwann ein Ende finden.

Wir laufen gegenwärtig Gefahr, dass wir die Schule verlängern, zu weit ins Erwachsenenleben hinein und damit die ohnehin bestehende Tendenz einer verlängerten Adoleszenz weiter ausdehnen. Wir müssen dieses alte Bildungsideal - nennen wir es das humanistische Bildungsideal - und ich denke dabei von Platon über Petrarca bis zu Humboldt, revitalisieren. Die pietistische Gegenidee der stärkeren Konfrontation mit den Realia, sichern wir dadurch, dass wir die Bedingungen, wie sie heute bestehen, ernst nehmen, das heißt zum Beispiel, die der Globalisierung.

Bei Humboldt ist die Rede davon, der deutsche Charakter sei so, dass man nur die entsprechenden Bedingungen schaffen müsse und schon entwickelt sich die entsprechende wissenschaftli-

che Hochleistung. Bei Humboldt ist auch davon die Rede, dass auf diese Weise der Nationalcharakter geformt werde. Das ist vorbei. Es mag mal eine Rolle gespielt haben. Heute geht es darum, in einem Feld der unterschiedlichsten kulturellen Einflüsse und Traditionen, der unterschiedlichsten Herkünfte, eine Gemeinsamkeit zu schaffen, nämlich die Gemeinsamkeit des Rationalen, der rationalen Verständigung, über Fragen, was ist der Fall, und über Fragen, was sollte ich tun.

Es ist eine Tatsache, dass wir uns beispielsweise zunehmend einig sind, nicht in der Praxis, aber wenigstens in der Theorie, dass die Menschenrechte unverletzbar sind. Sogar über die Ausweitung des Menschenrechtskatalogs herrscht weitgehend Konsens. Dies zeigt, dass eine solche Verständigung über die Kulturen möglich ist und Sinn macht. Erst recht gilt das für die epistemische Dimension. Es gibt eine internationale, wissenschaftliche Community über alle kulturellen Differenzen hinweg. Die Gegenentwürfe von unterschiedlichen Varianten des Relativismus und Skeptizismus der Gegenwart, die meinen, das ist alles kulturgebunden, sogar sprachgebunden, usw., haben sich schlicht als falsch herausgestellt. Die Verallgemeinerung der Wissenschaft kennt keine kulturellen Grenzen.

Hat diese Vision der Wissensgesellschaft hinreichend Realitätsgehalt? Sie hat mit dem Zusammenbruch eines Teils der New Economy erst mal einen Rückschlag erlitten. Wie es sich in den neunziger Jahren herausstellte, war dann die Dynamik doch nicht so groß, wie man dachte. Das Zurückdrängen des ersten und des zweiten Sektors ist dann doch nicht so ausgeprägt gewesen.

Wenn wir in diesen Jahren versuchen, unseren Bildungseinrichtungen wieder eine neue Dynamik und neue Inhalte zu geben und durchaus mit mehr Vision in diesen Prozess hineingehen, und uns fragen, wie stellen wir uns eigentlich eine Gesellschaft vor, in der das Wissen eine so zentrale Rolle spielt, dann dürfen wir uns eine Gesellschaft nicht so vorstellen, dass dort ein Drittel gestalten kann und zwei Drittel bestenfalls die Nutznießer sind, die einen partizipieren, die anderen konsumieren – so wird und so darf es nicht kommen: Die Wissensgesellschaft der Zukunft muss inklusiv sein, die humanistischen Ideale bleiben aktuell. «